

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 40.

Vierter Jahrgang.

6. Oktober 1860.

Ver spätetes Glück.

Wohle Zeit, die mein Glück erzog,
Noch einmal knospe, einmal blühe!
Als über uns dicht die Rose sich bog,
Eine einzelne weiße Taube flog
Ueber den Himmel in goldner Fröhe!

Dann kamen die Tage der Traurigkeit —
O thörichter Kampf, o vergebliches Sehnen!
Auf der Brücke war's in der Märzzeit,
Die Wasser schossen zu Thale weit;
Wir aber sahen hinab mit Thränen.

Nun veröhnt ich das Glück — doch nun bin ich allein;
Ja, wärst Du wie ehmal's, o wärst Du mein eigen,
Ein Eden baut' ich in die Wüste hinein!
Vorüber —! Am Berge glüht Abendschein
Und herblich rauscht der Wind in den Zweigen.

Julius Grasse.

Die Erscheinung.

(Schluß.)

Ich habe noch allerlei über den liebenswürdigen Sonderling nachzutragen: Wilhelmine, wenn gleich von deutscher Abstammung, wurde in Italien geboren. Die kräftige Sprache ihrer Eltern lernte sie zugleich mit der lieblich klingenden Sprache ihres Vaterlandes und da sie aus den Armen ihrer Amme sogleich einer französischen Bonne überantwortet wurde, so darf es nicht zu hoch angeschlagen werden, daß sie fast gleichzeitig drei Sprachen erlernte. Man that auch sonst allerlei hinzu, was man gute Erziehung nennt; sie trug gut gewählte Tonstücke mit Ausdruck vor, kopirte Kreidezeichnungen nach Antiken und schwatzte englisch. Sie war sehr glücklich begabt und machte in ihrem siebzehnten Jahre, in dem sie eben stand, ganz artige Verse in jeder der vier Sprachen.

Sie war nicht eben schön zu nennen. Ihr schlanker Wuchs, ihr schwebender Gang, der geistvolle Ausdruck ihrer ernstesten Gesichtszüge, der ungewöhnlich reiche Haarschmuck, der in einer Lockenfülle das edle Oval ihres Gesichtes umspielte — alles das vereinigte sich zu einem Gesamteindrucke, der seine anmuthende Wirkung selten zu verfehlen pflegt. In Gesellschaft bemühte sie sich, für bescheiden zu gelten und den Glauben an ihre Abhängigkeit von dem Wil-

len ihrer Mutter zu verbreiten, ungeachtet es nur ein Zerebrioniel war, welches sie um so strenger beobachtete, als sie darunter ihren Eigenswillen zu verbergen wußte. Mehr schweigsam in großer Gesellschaft, waren ihre Gespräche unter Zweien stets reich an überraschenden Wendungen, an guten Gedanken und an einer, ihren Jahren vorausseilenden Weltanschauung.

Ich mußte aus der Weise, wie sie mich an jenem Tage empfing, vermuthen, daß sie etwas ganz Besonderes im Schilde führe und alle Vorsichten in mir wachrufen, um nicht etwas zu thun, was Nachsicht erfordern würde. Sie liebte es, mich zu überreden, daß ich ausnahmsweise ihr Vertrauen besäße, obschon ich für gewöhnlich ihr Thun und Lassen erst dann zu erfahren pflegte, wenn es aufhörte, ein Geheimniß zu sein. Sie behandelte mich wie ein Archiv, in das man Familiendokumente meist erst dann niederlegt, wenn sie ihre Geltung verloren haben.

Abermal war es das Thema des wechselseitigen Vertrauens, welches sie varirte. Es rückte eine ernste Stunde an sie heran, sagte sie, für die ihr die heutige Unterredung als Vorbereitung gelte. Sie hoffe im Austausch der Mittheilungen ein Gut im gleichen Werthe von mir zu erlangen. — Ich versprach es mit Wort und Handschlag. Wilhelmine ließ ihre aristokratische Hand arglos in meiner Rechten ruhen. Sie schwieg und schien sichlich mit einem Gedanken zu ringen, den die Klugheit zu fesseln, die Leidenschaft zu entführen versuchte.

Blöglich schoß eine Schwalbe in unsere Hütte und umkreiste schwirrend einige Mal unsere Häupter. Wilhelmine, in dem Wahne, es sei eine Fledermaus, barg ihren Lockenkopf an meiner Brust. Ich deckte ihr Haupt mit meinem Arme.

Der Vogel fand bald wieder das Freie. Sie fragte ob das Unthier fort sei. Ich zögerte mit der Antwort, indes die Blicke die schönen Formen des an mich geschmiegtten Mädchens liebkosten, und mein Herz heftig gegen Wilhelminens Wange schlug. Mir war, als könnte ich den Verschluß meines Armes nicht mehr öffnen, als sollte sie für immer an meinem Herzen ruhen.

Meine Blicke suchten im verglimmenden Abendroth die fliehende Schwalbe, die ich so gerne zurückbeschworen hätte. Mein Schützling wiederholte die Frage, ob alle Gefahr vorüber sei. Für mich war sie erst recht im Anzuge.

Statt zu antworten, wollte ich einen Kuß auf ihre Lippen hauchen, sah jedoch instinktmäßig früher nach dem Eingange.

Ich traute meinen Sinnen nicht mehr -- ich erstarrte fast vor Ueberraschung: der gespenstige Bettler aus meiner Amtszelle war mir auch hieher gefolgt; er hockte unweit der Thüre im Dunkeln. Ich sprang auf, taumelte gegen den Eingang, und streckte meine geballte Faust drohend gegen die Gestalt; nicht ohne Ueberwindung, als sollte ich meine Rechte in Flammen tauchen. Die Erscheinung war aber schon zu Nebelstücken geworden, die vor meinen Blicken allmählich in der Luft verflatterten.

Wilhelmine sah in mir nur den Ritter, der den fliehenden Drachen verfolgte, und schien mit mir nicht übel zufrieden zu sein. Mit vieler Laune dankte sie mir, dem Retter ihrer Vorkenzerde.

Ich hörte nur halb was sie sprach. Meine volle Fassung war noch immer nicht zurückgekehrt. Konnte ich es doch nicht für eine bloße Ausgeburt meiner aufgeregten Phantasie halten, was mir so eben zum zweiten Male in einer unerklärlichen Weise vor die Sinne getreten war. In dem Augenblicke, wo meine ganze Seele sich nur dem Eindrücke hingeeben fühlte, welchen das mehr als kindische Zutrauen eines reizenden Mädchens auf mich üben mußte, lag nichts so fern, als die Erinnerung an den Semmelwarbigen.

„Das scheue Flatterthier scheint Sie mehr als mich erschreckt zu haben“ sagte Mina; „Sie starren ja vor sich hin, als sehen Sie Gespenster!“

Da ich von dem ersten Auftreten der Erscheinung nichts erwähnte, konnte ich mich noch weniger versucht finden, von dem wiederholten Besuche desselben zu erzählen. Ich schwieg.

„Sie halten diesen Pavillon für eine Karthause. Verlassen wir ihn, ich finde, es wird kühl.“ Es war eine unerträgliche Schwüle in der Bretterbude.

Ich drehte an der Scheibe; offenbar drehte ich mein Glücksrädle zurück.

Wir stiegen in den Garten hinab; ich lenkte meine Schritte nach dem Ausgange.

„Sie fragen mich nicht einmal nach meinem Geheimnisse,“ sprach Wilhelmine, beinahe gereizt.

„Achten Sie es so wenig an mir, daß ich rückwärts voll bin?“

„Gewiß sind Sie es im hohen Grade, vielleicht mehr als ich es zu würdigen verstehe; und dafür sollen Sie belohnt werden. So erfahren Sie denn: Ich bin Braut!“

Sie sprach's mit scharfer Betonung, und huschte davon, durch das nächste Gebüsch. Die Zweige schlugen hinter ihr zusammen. Ich sah sie seit dem nicht wieder.

Wie sie es sagte, so war es auch. Am Tage der Geistererscheinung hielt ein wackerer Mann um ihre Hand an; erst den Tag darauf erhielt er ihr Jawort.

Nun glaubte ich die Bestimmung des warnenden Bettlers zu erkennen. Ich war dessen gewiß, dieses Mädchen niemals geliebt zu haben, und war nun der Gefahr entgangen, sie und mich selbst zu täuschen.

Mit leichtem Herzen Schritt ich der Stadt zu, meine Karthäusertugend über Gebühr preisend.

* * *

Nichts liegt mir mehr fern, als mit dieser schlichten Anekdote aus meinem Leben dem sinkenden Gespensterglauben zu einiger Geltung verhelfen zu wollen. Ich müßte einen solchen Verdacht als eine ehrenrührige Zumuthung ernstlich zurückweisen. Um einen solchen auch nicht eine Minute lang aufkommen zu lassen, halte ich bereits mein optisches Zubehör bereitet und will ohne Zögern die räthselhafte Vision erklären.

Ich saß eines Tages im Freien und blies die Rauchwolke meiner Zigarre ins Blaue. Als bald senkten sich meine müden Augenlider und ich sah mit geschlossenen Augen ein Lichtes, beinahe flammendes Patriarchenkreuz auf schwarzem Grunde vor mir schweben. Ich hob den Blick und dieser traf eine Kirchturmspitze, die vom azurnen Schilde des Himmels sich schwarz abhob und die ich früher angestarrt haben mochte, ohne daß es zu meinem Bewußtsein gelangt wäre.

Sogleich fiel mir mein Amtskobold ein.

Ich prüfte mit Aufmerksamkeit meine Fensterausicht und fand, daß die Attika des gegenüberstehenden Palastes, in einer ebenwärtigen Linie mit meiner Fensterbrüstung laufend, eine allegorische Figur trug, die mit einer Hand nach Sünden zeigte.

Wenn die Abendsonne hinter dieses Steinbild trat, so wurde solches zur Silhouette auf Goldgrund. Es war eines der ersten Anzeichen meiner überspannten Sehkraft, daß derlei Gegenstände vor meine Augen gebracht, denselben für einige Sekunden daguerreotypartig anhafteten, so daß, wenn ich die Augen schloß, oder auch nur ins Dunkle schaute, das positive Bild sich in die entgegengesetzte Lichtwirkung umsetzte, der dunkle Gegenstand sonach licht, der beleuchtete dunkel vor meinen Blick trat.

So verarbeitete mein erschöpftes Auge zuerst den steinernen Ötzen, später Wilhelminens gebückte Gestalt zu einem Spuke, den ich, Dank sei es der Geduld des freundlichen Lesers, nunmehr glücklich exorcirt habe.

Menschliche Lebensdauer.

Von Dr. M. Gauster.

IV.

Sonnenschein — ringsum üppiges Grün; die Hülsenfrüchte ranken sich kletterhoch empor und bilden einen grünen Wall um den kleinen Garten, nahe dabei das Murren des Baches, das Getöse des Rades, um das ringsum die Wassertropfen fliegen, wie Schmetterlinge um Blumentelche, das Zischen des rothglühenden Eisens, das Klopfen der Hämmer, lärmend und eintönig — eine Nagelschmiede! Mädchen mit 12—14 Jahren und weiter aufsteigend, halten in den Zangen das glühende Eisen, oder führen an der Seite von abgemagerten, bleichen Männern die schweren Hämmer.

Der jugendliche Organismus, der sich strecken und tummeln soll in freier Gottesluft, muß hier an der glühenden Esse verdorren, erschüttert von jedem Schlage, der nicht bloß das rothe Metall, sondern durch dasselbe weiter gepflanzt, auch ihn trifft; in gebeugter Stellung, ohne frische Luft, ohne erheiternden Gesang, kann er sich nicht weiter kräftig entwickeln, blühen, gedeihen, und gesunde Früchte bringen. Und was harrt dieser jungen Geschöpfe, was harrt dieser erschöpften Früh-Alten beiderlei Geschlechtes zur Labung und Erholung? Ein Stück schwarzes Kleien-Brot und eine kleinere Menge von Speisen, die oft kaum den Gesichtssinn, um so weniger den Geschmackssinn reizen könnten, wenn die Armen eben etwas Besseres kennen würden. Hunger ist der beste Koch! Hier zeigt sich täglich die treffende Wahrheit des Sprichwortes — wenn nur auch der Hunger der Armen jedesmal seine volle Sättigung fände! — Wenn der männliche, relativ kräftige Arbeiter fleißig ist, wenn keine Feiertage den Verdienst kürzen, so verdient er sich bei zwei Gulden in der Woche. Hat er noch Andere zu erhalten, wie soll er sich sättigen, wie soll er vermeiden, in dem Branntweingift Wärme und trügerische Kraft zu suchen?

Dafür dauert auch das armselige Leben nicht gar zu lange. Lungenkrankheiten, Ernährungsleiden kürzen das Leben dieser Arbeiter bedeutend ab, und wenn ein solcher an Altersschwäche stirbt, so ist sie früher da, in den fünfziger Jahren!

Mit dieser flüchtigen Zeichnung ist der Satz beleuchtet, daß die Beschäftigung des Menschen einen wesentlichen Einfluß auf kürzere oder längere Dauer seines Lebens ausübt. Sie bringt Schädlichkeiten, von denen häufig viele durch kluge Erkenntniß und Forschung rechtzeitig vermieden werden könnten.

Gewisse Beschäftigungen bringen in der Regel bestimmte Krankheiten zur Ausbildung, welche freilich theilweise unvermeidlich sind, theilweise aber durch zweckmäßiges Verhalten vermindert werden könnten. Der rauhe, vielstächtige, scharfkantige Trümmersaub bei der Steinmearbeit ruft häufig Lungenerkrankung hervor; die Weber leiden in Folge der gleichförmigen Anstrengung der Brustmuskeln und des Einathmens von dem feinen, sich beim Durchschwingen des Gespinnstes abreibenden Staube sehr oft an Lungentuberkulose; die Töpfer, Anstreicher und Zimmermaler durch wenig vorzügliches Benützen und Handthiren mit Blei, leiden an der Bleikolik; und so könnten wir viele Seiten mit den Krankheitsursachen der Gewerbetreibenden anfüllen. Solche Krankheiten bringen häufig frühes Siechthum, frühen Tod hervor, denn oft paart sich mit der Schädlichkeit des Gewerbes noch Noth und Sorge, ungenügende Ernährung, schlechte Wohnung u., welche den frisch entstandenen Schaden zum unheilbaren, immer weiter greifenden, zu einem, den Lebensfaden zersetzenden Geschwür umgestalten.

Von den 30.000 Arbeitern in den Kohlenminen Englands stirbt ein Ahtel im dreißigsten Jahre. Bei einzelnen Zweigen der Fabrikarbeiten erreichen von Tausend Arbeitern kaum 15 das fünfzigste Jahr. In Sheffield sollen von 2500

Arbeitern kaum 35 an 50 Jahre alt werden, und die mittlere Lebensdauer derselben ist 35 Jahre.

Nach einer Zusammenstellung in der „Edinburg Review“ zeigt sich die mittlere Lebensdauer der Schleifer von Gabeln nur 29 Jahre; von Rastermessern und Scheeren 31 bis 32 Jahre; von Sägen und Sichel 38 Jahre. Unsere schönen Leserinnen denken jedenfalls beim Gebrauche ihrer zierlichen englischen Scheeren nicht an die Lebenskraft, die bei Verfertigung derselben verloren ging; der feine Stahlraub ist nebst der unzweckmäßigen Stellung und Muskelaufstreuung das Gift, das durch seine feinen spitzen Ranten, durch seine Härte die zarte Lungenschleimhaut empfindlich fort und fort reizt, und das Athmungsorgan früh im Leben immer unbrauchbarer in seinem Dienste macht.

Bekannt ist, daß Schneider häufig brustschwach sind. In England sollen von 100 dieses Gewerbes 31 Blut spucken, somit an einem tiefgreifenden Lungenübel leiden. Die Tuberkulose heimt auch mit ihrer furchtbaren Todesfibel eine große Anzahl der Schneider ein.

Nicht unbekannt dürfte es vielen Lesern sein, daß zwei Gewerbe eine besondere Neigung zu Seelenstörungen zeigen die Weber und die Schuster.

Die gleichmäßige Arbeit, eintönig, und doch die Aufmerksamkeit nur zeitweilig sehr in Anspruch nehmend, verleitet gern zum stillen Brüten, das nur bei kunstvolleren Geweben unterbrochen werden muß; der eintönige Schall des Weberschiffchens lullt leicht den Geist in träumerische Meditationen ein. Das Loos der Weber ist zumeist kein sehr günstiges. Noth und Sorge sind häufig ihre Begleiter, die sie zum Wehstuhle führen und sie in Empfang nehmen, wenn sie ihn verlassen. Dazu hat der Weber nicht viel Zeit, zu faulenzeln, wenn er nicht hungern will. Zum eintönigen Geräusche paßt am besten die einförmige, wenig modulirte Melodie eines Kirchenliedes. So wiegt sich der Geist im stillen halblauten Brüten und Singen oft in schwärmerische Vorstellungen des Jenseits, bis sich, unterstützt von der mangelhaften Ernährung und von dem abnormen Reize, den die Tuberkulose auf das Nervenmark ausübt, wahre Sinnestäuschungen einfinden und der Wahnsinn sich einstellt. Nicht selten kann der Irrenarzt diese Beobachtungen machen, freilich am häufigsten in Böhmen, wo die alten Religionsstretigkeiten in der Glaubenssaat des Volkes noch manches Unkraut wuchernd zurückließen, und das religiöse Träumen, Sinnen und Schauen noch kräftiger aus der Hinfälligkeit sich forterbt, als man vermeint.

Der Schuster sitzt nachdenklich auf seinem Dreifuße und, besonders bei der alten Methode, bewegt in gebeugter Haltung einförmig seine Hände; das Handwerk bringt ihm Anschoppung des Unterleibes, Hämorrhoiden, Kongestionen zum Gehirn; er baut dem Menschen die Sockel auf, auf welche Jeder seine Bildsäule stellt. Warum soll er über Menschensein und Menschenthum nicht philosophiren? Doch Scherz bei Seite! Thatsächlich wird man bei vielen Schustern eine gewisse Philosophie oder doktrinaire Richtung finden. Wer

viel mit ihnen Umgang gehabt hat, wird oft unter ihnen eigenthümliche Individualitäten, bizarre Anschauungen gefunden haben, und wird sich sagen müssen: „Bei dem raptus est.“ Diese Geistes-eigenthümlichkeiten benehmen ihrem Arbeitswerthe oft gar nichts; doch werden Schuster selten sehr alt. Unterleibsleiden, Herzfehler, Hirnleiden machen oft in dem kräftigsten Alter dem Leben ein Ende.

Nach den Untersuchungen Lombard's (nach Genfer Tabellen) ist die mittlere Lebensdauer der Schuster-Gewerbe 51—52 Jahre.

Wir schließen unsere Betrachtungen über die menschliche Lebensdauer; so seltsam auch manche derselben klang, so sind sie doch sämmtlich auf Erfahrungen basirt und also — wahr.

Ein goldenes Zeitalter.

Die vaterländischen Geschichtschreiber können nicht genug die weise und segensvolle Regierung des vorletzten Babenberger-Herzogs Leopold VII., der Glorreiche genannt, loben und preisen. Während seiner gerechten und milden Herrschaft (von 1198—1230) war der Wiener Handelsstand so reich, daß man einander das Geld nicht mehr vorzählte, sondern mit Schüsseln maß oder zuwog. Auch ließ die dankbare Bürgerschaft Wiens keine Gelegenheit vorübergehen, ohne dem geliebten Fürsten mit rührender Aufmerksamkeit ihre Anhänglichkeit zu bezeigen. Dieß geschah insbesondere zum h. Weihnachtsfeste. Hormayr erzählt nach den historischen Quellen: „Vor dem Herzog gingen die Münzer oder Hausgenossen her, mit Kleidern von Goldstoff, mit Bechern und Ringen von Silber und Gold, als Angebinde zum heiligen Christfeste. Die Kaufleute gaben ihm köstliches Gewand von allen Farben, was das Abend- und Morgenland vermochten; — die reichen Bildwerker Hermeline und anderes kostbares Pelzwerk; — die Krämer Seidenzeug, Zendal und köstlich Gewürz; — die Fleischhauer führten 30 Rinder, mit Bändern geschmückt, an Stricken daher; die Bäcker brachten Kipfel und Flecken, weißer als Schnee, und es war nur Eine Stimme des Jubels und der Liebe. Als der Größte der damaligen Bürger Wiens gilt Dietrich, der Reiche genannt; man kann ihn den Rothschild des 13. Jahrhunderts nennen.“

Wer hat das schönste Haar?

Sieva eine reizende Blondine germanischen Stammes — oder eine feurige Andalusierin mit ihren blendenden Rabenlocken — oder endlich eine blühende Circassierin mit ihrem brennenden Haar? Keine von all diesen Schönen, sondern der Vorzugpreis gebührt, wie uns in Ch. Dickens: All Thee Year Round ein Mikroskopist versichert: der häßlichen Fledermaus. Wahrlich, die Extreme berühren sich! Das

Haar der Fledermaus, sagt unser Gewährsmann, gleicht einer unermesslichen Anzahl trompetenartiger Blumen, wobei die eine innerhalb der andern sich befindet, — gleicht einer lebendigen Kette ausgebreiteter, aufs schönste anzuschauender Glocken. — Noch blumenartiger und reizvoller als das Leibhaar unserer Fledermaus ist das der indischen; diese ist jener gegenüber das, was eine doppelte Blume, gegenüber einer einfachen oder eine veredelte Gartenblume gegenüber einer wilden ist. — Man halte also das Vergrößerungsglas ans Auge und bewundere!

Sonderbar.

Bei der letzten Volkszählung in den Vereinigten Staaten fanden sich in New-Wilford drei alte Jungfern, von denen jede zwei Jahre jünger war, als vor zehn Jahren.

Musikalisches.

Von der schon früher in diesen Blättern empfohlenen Sammlung der herrlichen Sonaten unserer großen deutschen Tonmeister

Hallberger's Pracht-Ausgabe der Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. Vollständig in 396 Notenbogen elegantester Ausstattung in 87 wöchentlichen Lieferungen im Subskriptionspreis zu nur 1 Sgr. oder 3 1/2 fr. rhein. für den Musikbogen. (Einzeln Piegen nur 1/4 Sgr. oder 1 fr. pr. Bogen theurer.) Stuttgart, Eduard Hallberger,

liegt wieder eine Reihe neu erschienener Lieferungen vor uns und wir können nicht umhin, dieser wahrhaft prächtigen und dabei so unglaublich billigen Ausgabe wiederholt die vollste Anerkennung zu zollen. Das Unternehmen ist ein würdiges Denkmal der uns sterblichen Heroen, welche die deutsche Musik über die aller anderen Nationen erhoben, und es freut uns, daß das deutsche Volk durch die so außerordentlich lebhaftetheiligung an der Subskription auf das erwähnte Werk beweist, daß es Verstandniß und Liebe für die Schöpfungen der Zierden deutschen Geistes besitzt.

Von dem ebenfalls bereits erwähnten anderweitigen Unternehmen derselben Verlags-handlung

Hallberger's Salon. Ausgewählte Sammlung von Original-Kompositionen für das Pianoforte, mit Beiträgen der berühmtesten und beliebtesten jetzt lebenden Komponisten. Jahrgang 1860, bestehend aus 12 Heften à 7 1/2 Sgr. oder 24 fr. rhein. Alle 3—4 Wochen erscheint eine Lieferung. Stuttgart, Eduard Hallberger,

ist jetzt die 5.—7. Lieferung erschienen. Diese Hefte enthalten: Wilhelm Speidel, Notturmo und Mazurka. — Sigmond Lebert, Salon-Polka. — Eugène Ketterer, Souvenir. — C. Ed. Pathe, Feenreigen. — Julius v. Kosb, Idylle. — J. Duprato, Romance sans paroles Nr. III. — Louis Köbler, Hexentanz. — Wir können unsere frühere Empfehlung nur wiederholen, denn gewiß wird durch dieses Werk dem Bedürfnisse nach billiger und guter Musik auf das Befriedigendste entsprochen.